

Der
patriotische Elsasser.

LI. Stück.

Donnerstag, den 18ten Christmonat 1777.

Mit gnädigster Erlaubniß.

Colmar leistet Sr. Königl. Majestät
in Frankreich die Zuldigung.

Der Krone Frankreich, hat im westphällschen Frieden 1648, der Kayser, das Reich und das Haus Oesterreich, die Landvogtey der zehen Elsassischen Reichsstädte, samt allen Rechten, die von derselben abhängen, mit aller Oberherrschaft, abgetreten. Als nun der lothringische Prinz Heinrich von Harcourt, 1651 das Gouvernement des Elssasses von König Ludwig XIV, und zugleich die Landvogtey erhielt, haben die darinn begriffenen Städte, lange wegen der Eidesformel mit diesem Herrn gestritten. Eben diß geschah, als 1661 die Vereinstädte dem Herzoge von Mazarin, als ihrem Landvogte, nach alter Gewohnheit schwuren, wobey sie sich we-

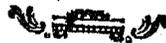


gerten, dem Könige den Eid der Treue zu leisten. Die Sache wurde im folgenden Jahre dahin ver-
glichen: daß die Städte zuerst dem Könige und
dem Landvogte, und letzterer ihnen in seinem und
des Königes Namen schwören sollte. Als nachmals
1672 Deutschland in den holländischen Kriege ver-
wickelt wurde, besetzte der König alle zehn Elsaß-
sche Reichsstädte mit Garnisonen, und zog sie nach
dem 1679 erfolgten niemägischen Frieden unter seine
pöbliche Hoheit.

Diß geschah mit Colmar, nachdem alle andere
Städte bereits dem Königl. Zepter unterworfen
waren, auf folgende Weise:

Den 12 September 1679 kam Herr von Montclar,
General und Unterlandvogt im Elsaß, nach Col-
mar, und beehrte von dem Magistrat und Rath
den Eid der Treue für den König. Es wurde
diesem Herrn nach gehaltenem Schöffelrath zur
Antwort gegeben, „ daß eine so wichtige Sache
„ nicht bey ihnen stünde, weil sie und die Bürger-
„ schaft, dem Kayser und Reiche erst 1653 geschwo-
„ ren hätten, und dieses Eides noch nicht entlassen
„ wären, „

Hierauf fuhr Herr Baron von Montclar, der
Commandant Hr. du Fay und der Intendant Hr.
de la Grange, im Unwillen nach Thüringheim,
dahin er die Städte Münster und Kayserberg
berief, und zum Eide anhielt.



Gegen Colmar ließ er inzwischen 6 Compagnien
Reuter samt einem ganzen Majorstaab, 5 Com-
pagnien Dragoner, und 2 Bataillons Fußvölker
anrücken.

Als man nun den Ernst gesehen, und bey dem
damaligen Reichszustande sich keiner Hülfe getrüsten
konnte, entschloß sich der Magistrat mit einigen
Herren des Rathes, sich zu unterwerfen. Die Stadt
schwur dem Könige als ihrem souverainen
Schutzherrn den Eid der Treue, und der Un-
terlandvogt versicherte im Namen Sr. Majestät eid-
lich: die Stadt Colmar bey ihren alten Rechten
und Gewohnheiten, im geistlichen und weltlichen,
bleiben zu lassen.

Im Anfang des Jahres 1680 wurde den ehemali-
gen zehn Reichsstädten, von mehrgedachtem Hrn.
von Montclar angedeutet, daß kaiserliche Reichs-
wappen aus den Sigillen, von den Stadthoren
und öffentlichen Gebäuden hinweg zu thun. Auch
ist den Deputierten dieser Städte, als sie Madame
la Dauphine im Hornung besagten Jahres, zu
Schlettstadt bewillkommnet, des Königes Portrait
zugestellt und befohlen worden, es statt des kaiserli-
chen Bildnisses in den Rathstuben aufzustellen.

B.





Ueber die Träume.

Schlaf und Träume sind unerkannte Wohlthaten Gottes. Jener wird dem matten Leib zur Stütze, und strömt ihm neue Kraft zu; diese stellen unsere geheimen Neigungen im Schattenviſſe vor, und entdecken uns die Anlage unsers Herzens. Der Aberglaube hat die Träume sich eigen gemacht, und herrschet durch sie über den Menschen unumschränkt; und um auch in diesem Stücke das Reich des Aberglaubens zu zerstören, wollen wir nun den wahren Werth der Träume bestimmen.

Träume sind Vorstellungen in der Seele, wenn der Leib schläft. Sind wir uns dieser Vorstellungen beim Erwachen nicht bewußt: so nennen wir den Traum dunkel, welches gemeinlich statt findet, wenn wir aus dem ersten, tiefen Schlaf kommen. Sind wir aber uns ihrer umständlich bewußt: so ist es das Gegentheil. Die Seele ist ein ungemein geschäftiges Wesen; wenn jedermann des Nachts der Ruhe pflegt: so thut sie es doch nicht, und denkt im Traum an dem Faden fort, den sie den Tag über angesponnen hat. Sie denkt um so freyer, als die äußerliche Sinne im Schlafe ihr keine neue Gegenstände vorhalten, und ihr auf keinerley Weise

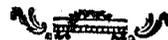


Schranken setzen. Nun ist es eine unlängbare Wahrheit, daß die Seele träumt. Die Träume nimmt sie entweder aus ihrem eigenen Vorrath her, oder sie werden auch von außen in sie hineingebracht. So hat Gott in seinen Freunden und Feinden schon Träume erregt. Einige Träume bedeuten etwas, andere nichts. Alle Träume als nichts bedeutend verwerfen, ist Vermessenheit. Alle Träume als bedeutend annehmen, ist ein Stück des Aberglaubens.

Erstlich ist diejenige Art, die Bedeutung der Träume zu bestimmen, verwerflich, nach welcher gerade das Gegentheil von dem, das uns geträumt hat, in die Erfüllung gehen sollte. Wenn man träumend eine Hochzeit in seiner Familie gesehen hat; so solle diß einen Todesfall darinnen andeuten u. d., das heißt recht ohne Noth von der ersten Bedeutung des Wortes abweichen. Unsere Seele wollte uns auf reizende Gefilde führen, und eine liebliche Vorstellung von hochzeitlichen Freuden im Schlafe uns gönnen, und nun sollte sie sich ausser dem Traume widersprechen, und traurige Hügel von Gräbern gemeint haben, das ist undankbar. Diese Art, die Träume zu deuten, hat endlich noch dieses Verdienst, daß sie einer gewissen neuern Art, die Heil. Schrift zu erklären, am nächsten kommt. Sie wird nach Urtheil und Recht ohne alle Gnade, als rasend verworfen und verdammt.



Zweitens sind als nichtsbedeutend, in die Zukunft hinein, diejenige Träume zu verwerfen, welche in unsern vorhergegangenen Gedanken und Handlungen ihren Grund haben, und uns die Dinge, welche wir den Tag hindurch gehört, gesehen, oder uns sonst damit beschäftigt, wieder vorstellen. Der Hungerige sieht im Traume ein Stück Brod, und wachend hat er es nicht. Der Geizige greift träumend nach einem Geldsack, statt dessen hat er den Zipfel seines Bettes fest gefaßt, und bekommt dadurch in die Zukunft hinein nicht einen Pfening weiter. — Jedoch haben diese Träume eine sichere Bedeutung, welche man wohl nutzen soll. Sie sind ein Gemälde unsers Herzens, und entdecken uns oft die liebste Schoosneigung. Sie bedeuten eine böse Anlage unsers Herzens, wenn wir oft eine lasterhafte Beschäftigung im Traum vornehmen; so auch das Gegentheil, wenn wir mit Vergnügen unsere Pflichten vollziehen, und Tugenden ausüben. Wer im Traume Nothleidenden zu Hülfe eilt, dem Armen seine Hände öfnet, die Gaben anderer erkent und schätzt; wer ein Verlangen nach jenen seligen Gegenden hat, oder sich gar mit dem höchsten Wesen beschäftigt; der hat bey dem Erwachen eine reine Quelle des Vergnügens. Wer den Tag über seine Affecten in wagrechtem Stande erhält, und keine Phantastie nicht zu sehr erhitzet, dessen Hand-



lungen werden auch im Traume nicht allzulebhaft ausfallen. Eine Geschichte aus Herweys Betrachtungen über die Nacht, wird hier an ihrem rechten Orte stehen. Zween Freunde, die des Tags auf der Jagd miteinander gewesen waren, schliefen die darauf folgende Nacht zusammen. Einer von ihnen erneuerte die Jagd in seinem Traume, und kam in dieser träumenden Jagd endlich bis zum Falle des Hirschens, den er verfolgte. Hierauf rief er mit einem entschlossenen Eifer aus: Ich will ihm den Nest geben; und sogleich griff er nach seinem Messer, welches er in der Tasche hatte. Sein Camerade, der eben wachte, und bemerkte was vorgieng, sprang aus dem Bette, und da er außer Gefahr war, so stellte er sich hin, den Ausgang anzusehen; denn der Mond erleuchtete das Zimmer; da denn zu seinen unaussprechlichen Erstaunen der bethörte Jäger verschiedene tödtliche Stiche an eben den Ort that, wo noch vor einem Augenblicke der Hals und das Leben seines Freundes gelegen hatte. Welch ein Beweis, daß uns nichts hindert, mitten unter den unsinnigen Einfällen des Schlags, andere anzubringen, oder auch selbst unsere eigenen Mörder zu werden, als bloß die bewahrende Sorgfalt unsers Himmlichen Vaters!

(Die Fortsetzung künftig.)



Ein wunderbares Märchen aus Indien.

Keiner von unsern Lesern wird am Ende des Jahres ein Märchen erwarten, denn wir habens keinem versprochen. Doch, da vielleicht wenige seyn dürften, denen so was zuwider wäre, und manchen sogar ein Gefallen geschähe, wenn er auf diese Art belustiget würde, so wollen wir folgendes, just so, wie wirs auch gehört haben, unsrer Wochenschrift einrücken. Wir haben uns überdies sagen lassen, daß tiefe Weisheit darunter verborgen seyn soll; und wünschen daher zum Voraus allen denen Glück darzu, die die besagte tiefe Weisheit finden, oder herausgrübeln dürften. —

Der Philosoph Pythagoras, von dem vielleicht schon mancher Leser viel Wunderbares gehört oder gelesen haben mag, soll einst, wie unser Märchen sagt, in der Schule der Indianischen Weisen die seltene Kunst gelernt haben, die Sprache der Thiere und der Pflanzen zu verstehn. Und als er eines Tages auf einer Wiese, die nah an dem Ufer des Meeres lag, spazieren gegangen, sollen ihm folgende Klageöne zu Ohren gekommen seyn. „Ach! wie unglücklich bin ich, daß ich ein Gras



„bin! Kaum bin ich zwei Zoll hoch, so kömmt
 „da ein grimmiges Ungeheuer, ein erschreckliches
 „Thier, das mich mit seinen breiten Füßen zu
 „Boden tritt; im Rachen hat es eine Reihe schneel-
 „ender Sichel, womit es mich abmäht, zer-
 „malmt und verzehret. Die Menschen heissen
 „Lamm. Ach! ich glaube nicht, daß auf der
 „weiten Welt ein verabscheuungswürdigers Unthier
 „zu finden sey. „

Pythagoras bedauerte das gute Gras, und
 gieng weiter. Nach einer Weile fand er eine, auf
 einem kleinen Felsen liegende Auster, die er eben
 essen wollte. Aber ach! wie erschrock er wieder,
 als er die Auster folgendes sagen hörte: „O Natur,
 „Mutter Natur, wie ungerecht bist du mit meinem
 „Geschlecht umgegangen! das Gras ist dein Ge-
 „schöpf, wie ich; aber um wie viel ist's nicht
 „glücklicher, als ich! Kaum ist es abgeschnitten,
 „so wächst es wieder auf, es vergeht nie, ist un-
 „sterblich, und wir — wir arme Auster'n tragen
 „vergebens den doppelten Kürass, den du uns ver-
 „liehst; gottlose Müßiggänger essen uns duzend-
 „weise zum Frühstück, und dann — dann ist's auf
 „immer um uns geschehen. Trauriges Schicksal
 „einer Auster; und unbarmherziges Menschenge-
 „schlecht! „



Pythagoras zitterte, denn er fühlte die Größe des Verbrechens, das er so leicht jetzt begangen hätte, bat die gute Mutter weinend um Verzeihung, und legte sie ganz sachte an ihr voriges Ort wieder hin.

Diese Begebenheiten gaben dem Philosophen viel zu denken, und während daß er, so vertieft auf dem Wege nach der Stadt wieder war, sah er Spinnern, die Mücken fraßen; Schwalben, die Spinnen fraßen, und Sperber, die Schwalben fraßen. — Ach, all diese Geschöpfe, dacht er, sind keine wahre Philosophen!

Als er kaum zum Thore der Stadt hineingekommen war, kam ihm eine ungeheure Menge von Menschen allerley Standes entgegen, die im Eifer an ihn stießen, ihn nieder warfen, und so fortrennend aus voller Kehle schrien: „das ist recht, das ist recht, sie habens verdient! —“ Wer? was? fragte Pythagoras, indem er sich wieder aufraste. Aber keiner gab ihm Antwort, alles, alles lief, und schrie, wie zuvor: „so ist's recht, ha! mit Wollust wollen wirs sehn, wie sie gebraten und gekocht werden!“

Pythagoras glaubte, daß die Rede von Linsen oder irgend einem andern Gemüse wäre. Aber nein, die Rede war von zween armen Indianern. „Nun,“ dacht er, sinds ohne Zweifel zween grosse Philosophen, die der Last des Erdenlebens müde,

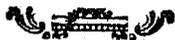


„nach einer bessern Gestalt sich sehnen; mancher hat so an Veränderungen ein Wohlgefallen, und dann, ist's immer ungerecht und lächerlich, über den Geschmack eines andern zu streiten.“

In diesen Gedanken lief er dem grossen Haufen nach, und kam endlich an einen öffentlichen Platz, wo er wirklich die zween entblößten Indianer sah, und um sie her, eine Menge Richter, die auf erhabenen Sesseln, alle einen Rükschwanz in der Hand hielten; denn dies ist noch heutiges Tages bey einigen indianischen Völkern, das grösste Heiligthum, das sie kennen.

Unter diesen Richtern befand sich unter andern ein ehrlicher Mann, der zugleich ein guter Freund unser's Philosophen war. Dieser Freund erklärte ihm nun die Ursache dieses entsetzlichen Schauspiels.

„Diese beyden Indianer, sagte er, fühlen in sich, weder Beruf noch Lust verbrannt zu werden. Meine ernsthaften Mitbrüder haben sie, einen jeden, um einer Ursache willen, zu dieser Todesstrafe verurtheilt; weil sie nämlich öffentlich gesagt haben sollen: man könne, auch ohne einen Rükschwanz in der Hand zu halten, ruhig und selig sterben, wenn man nur vorher tugendhaft gelebt hat; und dies schien ihnen um so wahrer zu seyn, weil man an allen Orten tugendhaft leben, aber nicht überall und zu jeder Stunde, einen Ruh-



„ Schwanz bekommen könne. Die alten Weiber der
 „ Stadt, fuhr er fort, sind bey Anhörung dieser
 „ so frevelhaften Behauptungen, so sehr entrüstet
 „ worden, daß sie uns Richtern keine Ruhe gelassen,
 „ bis daß wir einmütiglich, über diese zween, be-
 „ sagtes Todesurtheil ausgesprochen haben. „

Dem Pythagoras fiel hiebey seine Geschichte vom Gras, von der Auster, ic. so siedend und schwer außs Herz, daß er alles anwand, um auch diesen zween Unglücklichen zu helfen. Es gelang ihm, mit Hülfe seiner natürlichen und grossen Beredsamkeit, allein es war, wie unser Märchen ausdrücklich sagt, das einzige mal, in solchen abergläubischen und kritischen Umständen.

Hierauf gieng er weiters, und kam nach Croton, in der löblichen, menschenfreundlichen Absicht, auch da unter den Menschen Frieden und Eintracht zu stiften; allein ein Frieden- und Eintrachtshasser, legte Feuer in seinem Hause an; — und er der gute Pythagoras, der kurz vorher zween Indianer den Flammen entzog, wurde dabey selbst verbrannt.
 — o Zeiten! o Sitten! —



Sausrmittel wider den Wurm am Finger.

Man nehme Weinrebenaße, mache daraus eine starke Lauge, und lasse sie so heiß werden, als es möglich ist; davon giesse man in ein bequemes Gefäß, stecke den kranken Finger hinein, und lasse ihn lange Zeit darinn, und damit zu der Zeit die Lauge immer gleich warm bleibt, so giesse man in jenes Gefäß aus dem Topfe voll Lauge, den man am Feuer gelassen, immer frische zu. Dis Mittel wirkt bald.

Ist diese Art von Nagelgeschwür erst im Anfange, da sich weiter noch nichts als bloß eine Entzündung zeigt; so hemmet die Lauge die Geschwulst, zertheilt die böse Feuchtigkeit, daß sie unmerklich durch die Schweißlöcher heraus bringt.

Ist das Uebel im Wachsthum, da die Entzündung um sich greift, die böse Feuchtigkeit sich absondert, zu Eiter wird, und derselbe mit oder ohne Oefnung sich vermehrt; so zieht die Lauge den Eiter nach der schlimmsten Stelle, erweicht das Fleisch daselbst, und zieht, wann der Finger noch nicht offen, eine Blase zusammen, die man mit einer Scheere abschneidet, damit der Eiter abfließt. Man gießt von Zeit zu Zeit frische Lauge zu, bis die Wunde gar



nicht mehr fließet. Sicher hebt dies Mittel allein den ganzen Schaden, und man schneidet die todte Haut ab, und schmiert die Wunde bloß mit dergleichen Salbe, womit man sonst gewöhnlich eine Wunde reinigt und heilt.

Ist das Uebel sehr hoch gekommen, daß das angegriffene Fleisch voll Ritzen und Löcher, einem Schwamme gleich, so wirkt dies Mittel erstaunlich. Steckt man den Finger in die Lauge, so fließt eine fette ölichte Feuchtigkeit häufig und sehr lange, z. E. ein, zwey Stunden aus dem Finger, die Geschwulst wird kleiner, es kommt eine zähe Feuchtigkeit, deren Abfluß man durch Drücken des Fingers von Zeit zu Zeit wiederholen muß. Es währet dies alles zusammen oft über vier Stunden. Wann alle Materie heraus ist, und ein wenig Blut kommt, so wäscht man die Wunde mit warmen Weine, und legt eine Salbe darauf.

Diese Lauge zieht den Grund des Uebels, alle böse Feuchtigkeit aus, und es ist hernach nur nöthig, eine Salbe aufzulegen, welche die Wunde reiniget, und das Wachsthum des Fleisches befördert.

Wo man die Weinrebenaesche nicht haben kann, so nehme man ein frischgelegtes Ey, öfne es, ja nicht mit Eisen oder Stahl, sondern mit dünnem Holze, lasse das Eyerweiß heraus laufen, thue zu dem Gelben zweymal so viel Salz, als man sonst zu einem Eyer nimmt, das man essen will, rühre es mit dem Holze

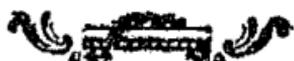


im Ey so lange um, bis es zerschmolzen, gieße es alsdann auf geschabte Leinwand oder Charpie, und binde es um den Finger, lasse es zweymal 24 Stunden liegen; so wird man in der Haut ein kleines Loch finden, durch welches die böse Feuchtigkeit abfließt. Setze sodann ein wenig Rosensalbe darauf, um es zu heilen. Nach 2 bis 3 Tagen ist man von diesem Uebel befreyt. Nach wenig Augenblicken verlieren sich die Schmerzen, und man hat oft die Rosensalbe nicht nöthig.

Edler Zug in dem Character eines Elsassischen Landmannes.

Es ist fast jedermann bekannt, daß alle christliche europäische Potentaten, welche Ländereyen in denen Welttheilen besitzen, woselbst noch die Finsternisse des Heidenthums herrschen, Missionen und Missionarien unterhalten, unter welchen letztern sich bereits mehrere Elsasser befinden, die den ungläubigen Völkern den Weg zur Seligkeit verkündigen, und daß diese vor-
trefflichen Anstalten, durch milde Beysteuern christlicher Gemüther, unterstützt und erweitert werden.

Ein redlichgesinnter Bauer unsers Vaterlandes, mochte auch hievon Nachricht erhalten haben; deswegen er voriges Jahr, zu dieser gottseligen Absicht,



sein Scherstein mit 24 Solz, in Begleitung folgender Beyschrift übersandte, die wir, wegen ihres frommen Inhalts, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt, unsern patriotischen Mitbürgern, nicht vorenthalten wollen.

„ Ludwig der XVIte, unser Lieber König,
 „ spricht er, hat seinen Unterthanen die Abgabe aller
 „ gnädigst erlassen, welche sie bey jedesmaliger
 „ Thronbesteigung eines neuen Monarchen zu be-
 „ zahlen, verbunden sind. Gelobet sey Gott, der
 „ uns einen so wohlthätigen König gesendet
 „ hat! Hier ist ein 24 Solz Stück, das ich viel-
 „ leicht dem Könige hätte geben müssen, wenn es
 „ Ihm beliebt hätte, Sich Seines Rechtes zu be-
 „ dienen. Ich bestimme es demnach zu der Befeh-
 „ rung der Seiden, und erbitte mir dagegen von
 „ Gott eine zwiefache Gnade. Die erste, daß er
 „ auf dieses wenige einen reichen Segen legen; die
 „ andere, daß er es diesem Lieben und frommen
 „ Könige zu einem Gnadenlohn anschreiben wolle.
 „ Ja, fügte der Landmann in frommer Redlichkeit
 „ hinzu, ja, mein Gott, vergilt Ludwig dem
 „ XVIten, was mein armes und geringes Opfer
 „ etwa Gutes stiften mag! „

Würdige Gesinnungen eines in der Dürftigkeit
 und Niedrigkeit erhabenen, edel denkenden Herzens!
 Möchte es doch viele Nachfolger finden!